

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 44 (1940-1941)

Heft: 13

Artikel: Am Fenster : Jugenderinnerungen [Fortsetzung]

Autor: Federer, Heinrich

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668770>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



XLIV. Jahrgang

Zürich, 1. April 1941

Heft 13

Osterlied.

Das Grab ist leer, das Grab ist leer,
Erstanden ist der Held!
Das Leben ist des Todes Herr,
Gerettet ist die Welt!

Die Schriftgelehrten hatten's Müh',
Und wollten Weise sein;
Sie hüteten das Grab, und sie
Versiegelten den Stein.

Doch ihre Weisheit, ihre List
Zu Spott und Schande ward;
Denn Gottes Weisheit höher ist,
Und einer andern Art.

Sie kannten nicht den Weg, den Gott
In seinen Werken geht;
Und daß nach Marter und nach Tod
Das Leben aufersteht.

Gott gab der Welt, wie Moses lehrt,
Im Paradies sein Wort;
Und seitdem ging es ungestört
Im stillen heimlich fort,

Bis daß die Zeit erfüllt war
— Die Himmel fei'rten schon —,
Da kam's zutage, da gebaß
Die Jungfrau ihren Sohn,

Den Seligmacher. — Hoch und hehr,
Und Gottes Wesen voll,
Ging er in Knechtsgestalt einher,
Tat Wunder und tat wohl,

Und ward verachtet und verkannt,
Gemartert und verklagt,
Und starb am Kreuz durch Menschenhand,
Wie er vorher gesagt,

Und ward begraben und beweint,
Als sei er tot, allein
Er lebt, nun Gott und Mensch vereint,
Und alle Macht ist sein.

Halleluja! Das Grab ist leer!
Gerettet ist die Welt,
Das Leben ist des Todes Herr!
Erstanden ist der Held!

Claudius.

Am Fenster.

Jugenderinnerungen von Heinrich Federer.

Nachdruck verboten. Copyright by G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

(Fortsetzung.)

Schneupfta baf und Weihrauch.
Unvermeidlich gerät jeder Dorfbub zuweilen in
unsere vier geistlichen Stuben, sei es, daß er beim

Pfarrer ein Gebetbuch holt, dem jungen, hüstelnden Pfarrhelfer ein Dutzend frische Eier bringt, dem Frühmesser, dem Riesen, der meisterlich die Orgel schlägt, das Geld für die Musik bringt, die

er bei Brüderchens Taufe machte, oder beim alten Kaplan die lateinischen Sprüche für den Altardienst lernt, und aus hundert andern viel wichtigeren Gründen. Gar oft ist es ein Fußgang, um einen väterlichen Tadel, seltener ein Triumphschritt, um Lob zu empfangen.

Mit einer gewissen Beklemmung läutet man an der Pfarrhoftür. Da sieht alles so wunderbar blank aus und die steile Stiege hinauf riecht es so kostbar von Äpfeln, Schnupftabak, aber auch von Wachs und Weihrauch. Weltluft und Kirchenluft schweben ineinander. Man ist noch nicht im Himmel, o nein, zu viel Schnupftabak! Aber auch nicht mehr so völlig auf Erden, zu süßes Weihrauchgewölk!

Es sind einfache Stuben wie bei bessern Bauern, aber sie blitzen geradezu von Sauberkeit. In der einen Ecke spannt der Gekreuzigte seine müden Arme. An der Türe hängt der weiße, gefältelte, steife Chorrock. Auf dem Tisch liegen Schriften, die violette Stola und ein Goldschnithband. Ein kleiner, schwarzweißgefleckter Hund knurrt unter der Ofenbank, aber vom Käfig, der über den Fuchsien, Geranien und Kakustöpfen des Fenstergesimses hängt, schmettert der Kanarienvogel: laß ihn be-be-be-be-hellen! Die birnenförmig geschweifte Wanduhr tickt dazwischen fleißig: was gibt's was gibt's? was gibt's? Und vom Friedhof, zehn Schritte oberhalb, hört man die Schaukel des Totengräbers auf Steine stoßen. Morgen wird da die zweiundachtzigjährige Rosa Rohrer beerdigt, die eine Stunde vor dem Verscheiden noch voll Appetit ein geräuchertes Würstlein aß. Leben, Tod, Grab, Auferstehung, das gibt's!

Der Pfarrer Antonius ist ein Bauer in aller Priesterlichkeit geblieben. Er redet wie ein Bauer, isst wie ein Bauer, marschiert wie ein Bauer, selbst noch im goldgewirkten Rauchmantel mit der silberstrahligen Monstranz in den Händen. Aber er ist auch ein Priester, geht Tag und Nacht zu den Kranken, sitzt unermüdlich im Beichtstuhl, tauft, unterrichtet, gibt Ehen zusammen, zelebriert und vespert, teilt mit den Armen sein Letztes und hält jedem Toten die gleiche rührende Grabrede. Er spricht durch die Nase, laut und schnarrend. Das imponierte mir. Ich ahmte es nach, wenn ich an meinem Hausaltärchen in einem Messkleid aus Tapete das Kredo sang.

Im übrigen liebte er sein tägliches Schöpplein Roten und seine zwei Zeitungen, tat daneben keinem Buche weh, sprach mit Mühe und Gerumpel Hochdeutsch und mußte sich an seiner vielbesuchten Wallfahrtskirche mit französischen oder

italienischen Kollegen durch einige freundlich geknurrte lateinische Sätze verständlich oder häufig noch unverständlicher machen. So ein Obwaldner-Bauernlatein, man denke!

Er hatte mühsam studiert, bei weitem Weg, magerem Zehrpfennig, kargem Talent, einem Stück Brot und Käse im Ränzlein für das Mittagessen. Von Haus zu Haus mußte er in den Ferien kollektieren und Freitische am späteren Studienort suchen. In solcher Gepreßtheit der Jugend haben sich viele unserer tüchtigsten Geistlichen zum Altar gerungen. Aber auch nachher blieb bei den meisten Schmalhans Meister. Sie erleben Ehre und Kampf und oft ein Salzmeer von Arbeit, und sterben mit gefalteten Händen und leeren Schubladen, diese herrlichen, unvergesslichen Diener der Seelen.

Antonius wußte nicht mehr und nicht weniger, als er knapp brauchte, und er besaß keinen Ehrgeiz über den Kaplaneikamin hinaus. Aber nun, da er schon zu den Vierzig rückte, starb der Pfarrer. Dessen Gehilfe war zwar sehr tüchtig, aber auch sehr jung, ja, kaum recht in den Chorrock geschlüpft. Dazu fühlte das Volk etwas unbäuerlich Gescheites, unpassend Herrisches in dem Jüngling, etwas Unruhiges, Aufregendes für seine uralte Behaglichkeit.

Der zarte, hübsche, junge Ludwig ließ ein längliches Gelock von kastanienbraunem Haar übers Ohr fallen; er trug eine ätzend scharfe Brille, hatte in Mailand studiert, sang *Sequentia sancti Evandhelii* statt *Evangelii*. Das alles mißfiel. Er soll *Evangelii* sagen, das ist schweizerdeutsch.

Als er nun zur Pfarrwahl kam, hörte Antonius halb erschrocken, halb froh seinen Namen durchs Dorf gehen. Erfahren, geübt in der Seelsorge, ein Liebhaber der Alten, kein Bücherschmecker, im Beichtstuhl mild, am Altar würdig und rasch, das gefiel. Und daß er ein halber Bauer geblieben und seine derbe Nase in kein weißes Schnupftuch schneuzte, das gefiel doppelt.

Was mag wohl Antonius damals gelitten haben in seinem kindlich unschuldigen Herzen, bis er frech genug war, zur Wahl Ja und Amen zu sagen. Daz er sich wenig zum Kilchherrn eines Gotteshauses eignete, das von Bischöfen und Kardinälen besucht, von Historikern und Doctoren der Theologie ausgeforscht wurde, er, der von aller Seminarweisheit nur einen Fadenschlag behielt, das mußte er bis in die Fingerspitzen fühlen. Vor allem, er konnte nicht predigen, es sei denn am Johannistag vom Beil des Herodes und am Josefstag vom Hobel des hl. Zimmermanns, und

dann die immergleichen Grabreden. Ludwig aber war ein überaus tüchtiges Kanzeltalent.

Es haben Kaiser und Päpste gezaudert, die anerbotene Krone zu berühren, und eine unheimliche Nacht vor dem Ja durchgeföhnten. Dichter und Geschichtsschreiber machen davon ein unsägliches Wesen. Aber alles, was in welthistorischer Weite hart und weich erlebt und wie ein Wunder bestaunt wird, alles, alles hat auch das hinterste Dorf auf seine Art erfahren, mit demselben Blut und Nerv, derselben Angst und Rühnheit, demselben Urteil vor Gottes Gericht. Die Welt ist nichts anderes als ein großes Dorf, und ihre Helden sind nur etwas breitere und lärmendere Dörfler.

Auch der junge Herr Ludwig wand sich in jenen Wochen zwischen dem Lob seines Talents und dem Tadel seiner Jugend wie im Biß einer Zange, und wenn nachts noch spät von einem geistlichen Haus zum andern das Fenster leuchtete, wäre es schwer zu entscheiden gewesen, unter welcher Lampe die tiefere Unruhe wachte. Da wollte dem Antonius so wenig sein Glas Affentaler als dem Ludovicus der beliebte Segner¹ schmecken. Aber schließlich schlügen sie beide das Kreuz und beteten mit der gleichen Flucht aus der Alltäglichkeit ins Ewige jenes Nachtgebet der Priester, das so groß anhebt: Noctem quietam et finem perfectum concedat nobis dominus omnipotens².

Dann schließen sie den guten traumlosen Obwaldnerschlaf, bis die Frühmehlglocke vom nahen Turm in ihre Kammer donnerte, und Göttliches und Menschliches spann sich durch einen weiteren Tag.

Antonius wurde Pfarrer, und Ludwig unterzog sich in ehrlicher Demut und blieb mit seinem zehnfach hellern Kopf über zwanzig Jahre der untergeordnete, treue Pfarrhelfer. Aber Antonius machte es ihm leicht. Er überließ ihm die Kanzel zur Alleinherrschaft. Hier wenigstens war der Pfarrhelfer Pfarrer, Bischof, Papst. Wie schön erklärte er die heiligen Bücher, wie begeisternd zeigte er das Leben in Christus, wie wippte er auf den Fußspitzen im leidenschaftlichen Erguß über die Leiden und Triumphen der Kirche! Für mich war es jedesmal ein solcher Seelengenuß, daß ich mich am Prediger mit allen Kräften festzog und beim Amen mich nur mühsam wie aus einem heiligen Rausche in die, ach, so nüchterne Wirklichkeit zurückfand.

¹ Berühmter italienischer Prediger. ² Eine ruhige Nacht und ein Ende in Vollkommenheit gewähre uns der allmächtige Herr.

Manchmal wenn der Prediger im heiligen Schwung des Zornes oder der Freude geradezu erglühte, dann stupften sich die harthäutigen Männer mit den Ellbogen und verdrückten ein Lächeln. Auch dem Pfarrer auf seinem rotgepolsterten Stuhl ward es dann unbehaglich. Nur nichts Ungewöhnliches! Aber nie, auch beim offenkundigen Schnitzer des Temperaments nicht, redete Antonius seinem Untergebenen ins Amt.

Wer den Pfarrer wirklich kannte, hat ihn auch wirklich geliebt. Denn es wirkte eine tiefe, reine Einfalt in diesem Manne. Man durfte sich nicht durch eine gewisse rauhe Majestät, durch ein Aufbrausen wegen Kleinigkeiten, durch ein jähes Schelten und Brummen beirren lassen. Ach, Antonius schützte sich ja damit nur wie der Igel mit den Stacheln, um Achtung zu erzwingen und um die Weichheit seines Innern zu schirmen.

Einst am Neujahrstag stand ich an der Pfarrstube und rief das übliche „Gesegnetes Jahr!“ hinein, als gerade der Briefbote mit den Postsachen kam. Es war nach dem Mittagessen, stark verspätet.

Da polterte der Pfarrer so grimmig gegen den armen Kerl los, daß das Stüblein zitterte: „Das hat keine Art! So nehmen wir es nicht an. Da kann man's dem Hund zu lesen geben, nicht mir...“ Und so weiter. Die Pfarrkätzin strich an der Wand entlang mit dem Zweifrämler, den sie dem Postler als Neujahrsbaaten geben sollte, zur Tür, indem sie in schlauer Ergebung mit dem Kinn wackelte, was nicht besagte: Du hast recht! — aber auch nicht: Du hast unrecht! — sondern einfach: Wie Ihr wollt, Herr! Wie Ihr wollt, Herr, Amen.

Der Sigristenkarli aber fiel nicht um, wie ich sicher glaubte, sondern sagte geduldig, heute gebe es eben viel Post, und er sei noch Neuling im Dienst. Indessen Antonius wollte nichts annehmen und donnerte weiter: „Am Nachmittag ist man endlich da. So pfeif' ich doch auf den Briefträger. Da kann ich ja selber aufs Büro gehen. Eine Lumpenordnung. Und... und... ja, sicher bist du zuletzt zu mir gekommen, sicher hat der Pfarrhelfer seine Post schon längst.“

Ah, mir ging ein Licht auf.

Es war die Angst, daß man ihn zurücksetze, der Argwohn der kleinen Intelligenz, gegen andere Köpfe benachteiligt, gering geachtet zu werden. Daher diese aufgerichtete Majestät, diese mächtige Stimme, dieser Protest, womit er Bedeutung bewahren wollte, wovor wir Uneingeweihte zitterten, während der Briefträger unbe-

kümmert ade sagte und vor dem Pfarrhof aus seinem üppigen Munde den unterbrochenen Ländler fertig pfiff. Er hatte den Pfarrer in der gesetzlichen Reihenfolge bedient, aber gab sich nicht einmal die Mühe, auf den grimmigen Anwurf zu antworten, etwa auf die noch übervolle Brieftasche zu klopfen oder die Post für den Pfarrhelfer zu zeigen. O nein, er ging ruhig weiter.

Da riß Anton das Fensterchen auf und schalt: „Willst nicht einmal den Neujahrsbäzen? So stolz ist man! He, du! Da nimm und verrauch's nicht schon heute!“

„Die Jungfer Köchin hat mir schon den Zweifrämler gegeben,“ hörte ich vom Sträßchen herauf antworten.

„Das geht mich nichts an,“ sagte Antonius mit erzwungener Strenge und ließ in silbernem Bogen einen Fünfrämler hinunterschießen. „Und du“, wandte er sich voll Sonnenschein im wuchtigen Bauerngesicht zu mir, „möchtest, denk' ich, auch was. Da schau!“

Er lehrte den lotterigen Geldbeutel über den Tisch um. Ein Zweifrämler und etliche Zehn- und Fünfräppler fielen heraus. „Rech' es zusammen! Magerheu!“ spaßte er. „Marsch in den Hosensaft damit!“

So war er. Wie oft gab er die letzte Münze!

Aber auch für sein Kinderherz brauchte er den knorrigen Stachelpanzer. Wie schnell war er gerührt, wie hurtig nehten sich seine umbuschten Augen, wie oft lief ihm vor Mitleid das Herz davon!

Um Karfreitagabend, in der übervollen Kirche, wenn nach tagelanger Trauer auf einmal die Orgel wieder aufjubelte und die sechs Turmglocken jodelten und Antonius im prachtvollen Ornat über die schlafenden Wächterfiguren des heiligen Grabs am Altar emporstieg und in Weihrauch und Zimbelklang die Monstranz ergriff und ins Volk hinuntersang: „Christus ist erstanden!“ — jedesmal dann erschauerte er vor Glaubensrührung, und das glorreiche „Erstanden“ ging in einem kinderseligen Schluchzen unter. — Gegen solche Weichheit gab es keine andere Abwehr als diese Stacheln des Igels. Wie oft hat er sich selbst damit schmerzlicher gestochen als die Umwelt.

Einem Bauern am Berg sollte das linke Bein über dem Knie abgenommen werden. Das Kind holte den Geistlichen, damit er dem Vater in so großer Gefahr die Sterbesakramente reiche. In der Aufregung läutete es beim Pfarrhelfer, der sich weniger mit der Krankenpastoration befasste

als der Pfarrer, dem es eigentlich galt. Die Helferköchin berichtigte sogleich den Irrtum und sprang zum Pfarrer mit der Meldung.

Also der Pfarrhelfer ward zuerst benachrichtigt! So etwas Ernstes bekam er erst aus zweiter Hand, er, der Prinzipal! Wieder brach das Gewitter los, wieder rauschten die Papiere auf dem Tisch und knirschten die großen Schuhe des Pfarrers über die weiße und braune Täfelung des Parkettbodens, und wieder wackelte in schlaufrommer Ergebung das Kinn der Jungfer Köchin: „Wie Ihr wollt, Herr, ganz wie Ihr wollt!“

Dieses demütige Nicken und Wackeln besänftigte den Pfarrer immer schnell. Es gab ihm gleichsam Satisfaktion. Nun war er befriedigt. Sein Schelten verrollte, und ein schwaches weißes Lächeln, ganz wie bei einem abziehenden Gewitter, schien über die breite, rauhe Landschaft seines Gesichtes.

Er holte in der Kirche die Hostie, die letzte Wegzehrung müder Himmelsucher, und aller Groll war verraucht. Als er die Türfalle der Krankenkammer aufdrückte, war er wie ein Lamm. Mild nahm er die Beichte ab, spendete die Kommunion, erteilte die letzte Slung und sprach den Sterbeablaß über den Armen, dem der kalte Brand vom Bein herauf in den Oberleib dringen wollte und der so schwach dalag, daß man zweifelte, ob er die Operation überstehe. Todessicherheit dort, Todesgefahr hier.

Aber Antonius verrichtete seine heilige Sache so würdig und tröstete so felsenfest, er verschluckte das Wort Sterben so energisch und verdoppelte das Wort Gesundheit so laut, daß eine helle Art Mut die ganze Kammer füllte.

Doch als ihn die Bäuerin dann ans Fenster winkte und er die zwei Doktoren mit länglichen, schwarzen Kästchen unter dem Arm den Feldweg heraufkommen sah, ein Gehilfe und eine Wärterin hinter ihnen, übernahm ihn das Mitleid, und er lief ans Bett und sagte: „Hansmaria, was kann ich Euch noch helfen? Was mögt Ihr...?“ Und er griff in die rechte Tasche: „Da, nehmt das rote Nasstuch, 's ist Seide, hab's eben eingestopft, könnt' es als Halstuch brauchen. Und da ist eine Medaille von Jerusalem... und da... ja, nehmt nur!“ Er leerte den häßlichen Geldbeutel auf die Decke aus, Kupfer, Nickel, Silber durcheinander und einen Westenknopf. „'s ist wenig, nehmt!... Und da ist noch... oh, das ist für nachher... sobald es brav vorüberging... 's geht flink, Ihr merkt keinen Flohsstich...“ Er steckte, indes seine gewaltige Stimme zitterte, den Zapfenzieher wie-



der ein, aber schlug damit an den einen Frackschoß. Es klang und glückte wie von einer Flasche. Der Bauer mußte lachen, obwohl es ihn bis in die Zehen schmerzte. „Bitte“, bat er, „gebt mir noch eine Prise Schnupf.“ Antonius hielt die Dose her, nickte: „Ja, das tut gut! Nehmt nur eine volle!“ und schlug dann den Deckel zu. „So, Hansmaria, jetzt muß es gut gehen.“ — Ja, so ein Bauernpfarrer!

Dann floh Antonius hinaus in eine Kammer neben der Küche. Denn er wollte bleiben und beim Erwachen des Mannes dabei sein, geh' es obſſi, geh' es nidſſi¹! Aber er hörte die Stimmen der Ärzte und das Rutschen der Stühle zu gut. Jetzt würden die Instrumente klirren, und man würde Schreie hören. Da schlich der breite, starke Mann bebend zur Hintertür hinaus und versteckte sich unter das nahe Gehölz. Er betete mit zagen Lippen ein Vaterunser nach dem andern. Die Zeit wurde ihm schmerhaft lang. Endlich, endlich gingen die Herren Doktoren. Sie hatten die Kästchen wieder unter dem Arm und redeten kein Wort. Der Begleiter trug ein langes, rundes Paket, wohl das abgesagte Bein.

¹ Geh' es aufwärts, geh' es abwärts.

Oh, wie rannte Antonius ins Haus! Es roch nach Karbol. Blutige Tücher schwammen in einem Zuber. Die zwei Kinder kauerten auf der Küchenbank. Die Wärterin, Luise Schäli, mahlte Kaffee und tröstete: „Jetzt gibt's ein Butterbrot.“ Die Hausfrau weinte, als sie den Pfarrer sah, vor Schmerz und vor Freude. Es sei gut abgelaufen. Draußen dunkelte der Abend die Berghalde herauf.

Da warteten sie nun auf das Erwachen des Patienten, die Frau Regina und der Seelsorger, er unten, sie oben am Bett. Es war schwüler Sommer. Ohne Federdecke lag der Schläfer da. Unter den Bettlädchen hob sich dort, wo das Knie begann, ein Hügel, dann, wo der Unterschenkel folgen müßte, gab es nichts mehr. Platt fiel das Linnen auf die Matratze. Das war grausig. Man wollte es übersehen und mußte doch immer wieder gerade an diese Stelle blicken.

Der Schlaf war ruhig. Der Herzschlag sei brav, sagte die Wärterin den Ärzten nach und biß voll Appetit in ein Butterbrot, ohne den scharfen, zum Riesen reizenden, sauren Zimmerodem zu beachten. Sonst wäre einer der Doktoren doch noch dageblieben, fügte sie wichtig bei. So aber

könne sie es allein machen. Nur dürfe man mit dem Hansmaria nicht reden, wenn er erwache, damit er gleich nochmals einschlafe. Er ist zu schwach. Mehr als einen Liter Blut hat er verloren.

„Nein, da könnt' ich kein Butterbrot essen, dachte der Pfarrer und sah ergrausend den nassen, aufgewaschenen Boden vor dem Bett. Und was tu' ich da, wenn ich mit Hansmaria nicht reden darf?“

„Dann geh' ich halt,“ brummelte er, aber winkelte noch eine dunkelschöne Flasche Weltliner aus dem Frack. Der Wärterin entfuhr ein Schrei.

Unbekümmert zog Antonius den Zapfen mit dem Zieher heraus, ohne Schütteln noch Zerbröckeln, höchst kunstgerecht. Man merkte, es geschah nicht zum ersten-, nicht einmal zum zweitenmal.

„Wo habt Ihr ein Glas? So, das gebt Ihr nun dem Hansmaria randvoll zu trinken, sobald er den Mund auftut. Aber in kleinen Schlücken. Nehmt den Kaffeelöffel! Er hat dann Durst wie ein Ross. So ein Tropfen stärkt ungemein.“

„Aber, Hochwürden, das geht nicht,“ wehrte sich Luise.

„Freilich geht es.“

„Die Doktoren haben gesagt, ich dürfe dem Hansmaria gar nichts geben vor sieben Uhr morgens, nur den Mund anfeuchten mit dem Saft aus dem Gütterli hier.“

Antonius röch am Fläschchen und schob es verächtlich zurück. „Gebt es meinetwegen! Aber zuerst dies Glas Wein, löffelweis. Sonst wart' ich und tu's selber. Das hat noch nie geschadet.“

„Aber Schwester Bartholomea, wisset, die Operationschwester im Spital zu Garnen, die hat mir selbst gesagt...“

„Die laßt im Frieden!“

„Und wenn es dann schlimmer wird?“

„Ich nehm's auf mich.“

Entsezt und hilfescheischend sah die Wärterin zur Hausfrau. Aber die hing am Munde des Pfarrers, als ständ' er am Altar.

„Ihr habt den alten Zoller nicht gekannt?“ begann Antonius zu erzählen.

„Pst, pst, nicht so laut.“

„Wir sind doch nicht im Beichtstuhl,“ knurrte der gute Herr, aber versuchte doch zu flüstern. „Also dem hat man vormittags den Kopf geschnitten, einen Kopf groß wie ein Kuheuter vor dem Melken. Dann ließ man ihn fast verdursten über den Tag. Als er nachts einmal erwachte,

hielt er's nicht mehr aus, strampelte aus dem Bett und suchte wie ein Hirsch, wo ein Quell springe. Aber da hatten sie vorher alle Trinksame wohlweislich entfernt. Nur eine grüne Flasche sah er auf dem Kasten. Flugs herunter damit, schmeckt daran, Gift ist's jedenfalls nicht, also ausgeleert bis zum Bodensatz. Hat dann wieder geschlafen und ward ihm herrgottswohl.“

„Was war denn das?“ fragten die zwei Frauen leise.

„Altes, altes Weihwasser.“

„Ja so,“ gab Luise zu, „das ist gesegnet, das...“

„Auch der Wein hier ist gesegnet, am Stephanstag in der Kirche. Ihr kommt zum Altar und nehmt doch auch einen Schluck, und dazu einen saftigen, Schwester Luise!“

„O Herr Pfarrer,“ wehrte die Jungfer erötend ab. Sie ließ sich fürs Leben gern Schwester nennen.

„Also gebt ihm das Glas voll, verstanden!“

„Wenn Ihr's befiehlt,“ zauderte Luise.

„Gerne, gerne,“ frohlockte die Bäuerin. „Sankt Stephan ist ein starker Heiliger. Aber Ihr seid müde, Herr Pfarrer, und sollt jetzt absoluti heimgehen. Tut uns nur noch die Ehre und trinkt erst so ein Glas aus.“

„Zum guten Beispiel!“ scherzte Antonius. Und wie er das Glas kundig füllte, so leerte er es auch, leise, bedachtsam, mit dem Blick nach innen, ohne Schmatzen und Schlürfen.

„Sollt' etwas passieren, so holt mich ohne Federlesen. Aber es passiert nichts, und der Maria hüpfst Euch bald mit einem Bein so tapfer herum wie nie mit zweien.“

Er sprach noch ein stilles Gebet vor dem Kranken. Vorbei war Wein, Spaß, Not, Schrecken, vorbei Dorf und Welt, vor dem Herrgott stand er, und als er segnete, schien er der Mächtige aus einer bessern Welt.

Um nächsten Morgen berichtete das Kind, es gehe daheim gut, die halbe Flasche sei getrunken, der Vater danke. Da nahm der Pfarrer den Jungen an der Hand, stieg mit ihm leise zum Keller hinunter, packte ihm noch zwei Flaschen ein und sagte: „So ein Weltliner vom alten Kreuzwirt und Sankt Stephan und ein bißchen Widerstand im Leib, das zusammen tut Wunder. Aber die Luise darf die Nase nicht dreinstecken. Rimm's unter die Schürze!“

Das waren die zwei letzten seltenen Flaschen gewesen, die ihm der kleine Ministrant Theodor

vom Großvater Götschi zum Antoniusstag hatten bringen müssen.

„Oh, es wird wieder Antonitag,” lächelt der Pfarrer ins leere Gestell hinein.

So war Antonius, und wenn ich früher sagte, dieser Pfarrer sei ein Mann der Gewöhnlichkeit gewesen, so füge ich jetzt bei, aber sehr oft von der heiligen Gewöhnlichkeit eines Kindes.

(Fortsetzung folgt.)

Neuer Mut.

Hier oben, zwischen tiefverschneiten Bäumen,
wo kaum ein Mensch den stillen Frieden stört,
da ist der Ort, der mir allein gehört:
da kann ich ruhen, kann ich einsam träumen!
Ich steh in Schnee und Eis, schau in die Ferne,
wo Zacke sich an schroffe Zacke reiht,
wo weder Wiese noch ein Baum gedeiht:
aufschauend in das dunkle Reich der Sterne.

Und kochte auch das Blut in meinen Adern,
dort, wo die Menschen mit dem Schicksal hadern —
inmitten der Natur verebbt mein Beben!

Ich bin allein! Das Höchste steht mir offen!
Das müde Herz darf endlich wieder hoffen
und faßt aufs neue Mut zu edlem Streben.

Max Walther.

Osterhoffnung.

Die Evangelien berichten uns, daß der Erlöser der Menschheit nach dem martervollen Kreuzestode auf Golgatha in ein neues Felsengrab gelegt wurde, wie aber nach drei Tagen eines der unbegreiflichsten Wunder der Weltgeschichte erfolgte, die siegreiche Auferstehung Jesu von den Toten! Wie das Auferstehungswunder selber vor sich gegangen ist, bleibt ein undurchdringbares Geheimnis. Aber trotz allem redet Christi Grab eine gewaltige Sprache, welche alle Schmerzenslaute und alle Totenflage der Menschheit übertönt. Ja, diese Sprache ist stärker als die Stimme des Biderspruches, den menschlicher Unglaube ihr entgegensezt. Es redet zu uns, und seine Rede ist ein Triumphgesang, und seine Sprache ist ein Siegeslied, und seine Worte bedeuten Leben, Freude, Hoffnung: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben!“ „Der Tod ist verschlungen in den Sieg; Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?“ „Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum!“, so erschallt es von dem Grabe im Garten Josefs her, und wenn sonst aus Gräbern der Modergeruch der Verwesung uns anweht, so geht von ihm der Hauch eines neuen Lebens aus! Es weht gleichsam ein geistiger Frühlingswind von ihm, der die Tränen trocknet und Glauben und Hoffnung weckt in unseren Herzen.

Wenn wir darum vielleicht gerade zur Frühlings- und Osterzeit die Gräber unserer Lieben besuchen, so gehen wir im Geiste zuerst mit den frommen Frauen zu dem Grabe Jesu, damit es Ostern in uns werde. Erst der Glaubensgang zu dem Grabe des Erlösers, dann wird der Liebes-

gang zu den Gräbern der Unserigen und zu unserem eigenen ein Hoffnungsgang. Der Auferstandene hat gleichsam aus seinem Grabe in Jerusalem einen geöffneten Kerker, einen Vorhof der Ewigkeit und eine Verkündigungsstätte der Erlösung gemacht! Als die biblischen Frauen am Ostermorgen zum Grabe Jesu kamen, erstaunten sie sehr. Denn der schwere Stein war abgewälzt, und die Grabhüter waren verschwunden. Etwas Unerhörtes war geschehen! In dem Grabe hatte sich neues Leben geregt und mit Macht die Fesseln gesprengt, die es für immer binden sollten, wie das Samenkorn, wenn es keimt, die Erde durchbricht. — Der Gekreuzigte, er war wieder lebendig geworden und auferstanden, eine wunderbare Tatsache der Geschichte, aber nicht wunderbarer als die ganze Persönlichkeit dessen, von dem sie berichtet wird! Die wunderbare Öffnung jenes Felsengrabes in Jerusalem bedeutet auch die Öffnung unserer Gräber. Für uns hat Christus den Tod besiegt und des Grabes Riegel durchbrochen. Auch unsere Gräber sollen sich derinst öffnen. Über unsern Christengräbern steht nicht mehr die Inschrift: „Ihr, die ihr eingeht, lasset alle Hoffnung fahren!“ Dieses Wort Daniels kann wohl über dem Höllentore stehen, aber nicht mehr über den Gräbern. Jetzt steht ein Ausgang offen, ein Ausgang zu neuem Leben, zum Leben der Ewigkeit! So sind denn die Gräber unserer Heimgegangenen gleichsam Prediger der Christenhoffnung, Sinnbilder zum ewigen Leben in einer andern, besseren Welt. Denn Christus hat durch seine glorreiche Auferstehung dem Tode die Macht genommen.

Adolf Däster.